

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 10

Artikel: Die Anfänge der Kunst
Autor: Thoma, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666795>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Anfänge der Kunst.

Von Hans Thoma.

Meine älteste Erinnerung ist, daß ich in einer Ecke unserer Schwarzwälderstube saß mit einer Schieferplatte und mit einem Griffel; es war noch vor der Zeit, da die Buben Hosen tragen dürfen. Ich machte Striche darauf durcheinander und freute mich daran, daß so etwas in meiner Hand lag, zu machen. Ich lief zur Mutter und zeigte es ihr; die Immergute störte meine Freude nicht, sie sah sich die Sache genau an, machte wohl noch ein paar Striche dazu oder davon und erklärte mir: Das ist ein Haus, das ein Baum, ein Gartenzaun, der Kribskrabs ist der Gockel, der gerade kräht, usw. Sie erzählte wohl auch noch eine Geschichte, was alles in dem Hause vorgehe usw. So lief ich jedesmal mit der Tafel zur Mutter, und sie mußte mir sagen, was ich gemacht hätte. Bald kam auch Wille in mein Gefügel; ich fügte die Striche zusammen, es wurde etwas daraus, was die Mutter deutlich als ein Schwein erkannte; auch ich sah es, und so war das Schwein meine erste künstlerische Errungenschaft. Bald kam auch der Unterschied zwischen Schwein und Ross zustande, ein großer Fortschritt! Freilich kam der neckisch-kritische Nachbar und erklärte, das sei kein Ross, das sei nur ein Esel, es habe zu lange Ohren —, das war die erste böse Kritik, die mich tief gebrämt hat. Es ist halt ein gewaltiger Unterschied zwischen liebend erkennenden Mutteraugen und kritischen Nachbarsaugen. In der Zeit schnitt ich auch aus zusammengelegtem Papier Ornamente aus und freute mich an der Symmetrie, die in vielfacher Art herauskam. Ich saß oft stundenlang damit beschäftigt in einer stillen Ecke. Ein menschenfreundlicher Hausrat kam einmal und war ganz erschrocken, als er das kleine Kind mit der spitzigen Schere sah; er schimpfte und ließ nicht nach, bis man mir die Schere wegnahm; das war hart für mich, und ich heulte.

Als Ende der sechziger Jahre beinahe ein Ausstellungsverbot von einem Kunstverein an mich erging und in den siebziger Jahren meine Bilder regelmäßig von den deutschen Kunstgenossenschaftsausstellungen abgewiesen wurden, war es mir nicht halb so hart.

Holzschnitte in dem Gebetbuch einer Tante, auch der Kalender und besonders die bunten Spielkarten waren meine Kunstbildungsmittel. Der Schuflebub, an dem ein Hündlein hinaufsprang, gefiel mir am besten; diesen „Hundli-

bub“ zeichnete ich auch auf ein Papier mit Bleistift ab und schenkte ihn meinem Vater zum Namenstage. Ich war damals fünf Jahre alt und weiß die Zeit deshalb so gut zu bestimmen, weil wir, als ich sechs Jahre alt war, in ein benachbartes Haus umzogen, und ich sehe noch die ganze Ortslichkeit an dem Morgen, da die Zeichnung überreicht wurde.

Der Trieb zur Kunst, der in dem einsamen Bernau über mich kam, und zwar so stark, daß er mich mein Lebtag nicht mehr verlassen hat, war doch angeerbt, und zwar von mütterlicher Seite. Der Großvater und auch die Brüder meiner Mutter waren Uhrenmacher; einer derselben war Uhrenschildermaler, und in ihm lebte noch ein Rest einer nun verschwundenen Bauernkunst, die in ihrer Primitivität weichen mußte vor dem modisch städtischen Kunstgewerbe, das seine Schnörkel in alle Dörfer hinein renaissancierte; ich weiß noch ganz gut, wo schönfarbig bunte, mit Blumen bemalte Schränke mit Nussbaumfarbe überzogen wurden und man sich der Buntheit schämte, die man „Bauernkölbe“ nannte. Die Brüder meiner Mutter hatten neben der täglichen Arbeit ihre Liebhaberei; sie trieben Künste, das heißt sie musizierten und hatten Freude am Gesang. Der Uhrenschildermaler malte für die Bauernstuben Tafeln auf Glas mit Ölfarben auf die Rückseite; sie mögen so schlecht gewesen sein, wie sie wollen — es war immerhin Kunstdübung und Handarbeit und hat den Zusammenhang mit der Kunstdünglichkeit im Volke wachgehalten, den die fabrikationsweise hergestellten Farbendrucke niemals ersezten können. Ein Onkel beschäftigte sich mit Astronomie, das heißt er machte auf seiner Drehbank eine Erdkugel, die in Grade eingeteilt und mit den Weltteilen angemalt wurde; nun wurde ein langer Tisch gemacht — eine Lampe in der Mitte war die Sonne, eine kleine vergoldete Kugel war der Mond, auf einem Drahtgestell, wie die Erdkugel auch. Durch die Umdrehung einer Kurbel kam Bewegung in die Welt, die Erde umlief die Sonne und mit ihr der Mond, der wiederum sie herumlief. Wir konnten Mond- und Sonnenfinsternisse machen. So fehlte es bei aller Bescheidenheit und Beschränktheit in der Dorfexistenz doch gar nicht an Phantasieanregung, und meine spätere Liebhaberei für Kalenderpoesie hat wohl auch ihren Ursprung in diesen frühesten Tagen, in denen mir die Weltbewegung und der Lauf der



Eugen Zeller: Kinderstudie.

Zeiten so lebhaftig vorgeführt wurde, die ich gewissermaßen selbst veranlassen konnte!...

Es kam die Schulzeit. Ich habe aber immer nebenher gezeichnet, gemalt, geschnitten, gepappt und mir eine kleine Welt gezimmert. Ich wurde mir auch immer mehr bewußt, wie schön die Welt sei; ich beobachtete die Wolken, die verschiedenen Zeiten des Jahres, die das Aussehen der Gegend so ganz veränderten, lange ehe ich daran denken konnte, so etwas zu malen, ehe ich wußte, daß man so etwas vielleicht auch malen könnte. Lange Zeit hindurch träumte ich von einem Zauber-Spiegel, in dem ich alle die wechselnden Stimmungen, die über mein liebes Bernauertal hinzogen, festhalten könnte — und sah inzwischen alles in Bezug

auf diesen Wunderspiegel hin an: genau so mußte der Spiegel es festhalten, wie ich es sah. So sah ich denn auch, als ob ich dieser Spiegel selber wäre. So möchte ich sagen, ich wurde ganz Kluge, schon lange vorher, ehe ich Mittel wußte und kannte, durch die man diese intensive Sehnsucht einigermaßen fixieren könne. Als ich so zwölf bis vierzehn Jahre alt war, zeichnete ich viel nach allen möglichen Bildchen, die mir in die Hand kamen, die ich oft auch auf graues Packpapier vergrößerte.

Bald nachdem ich aus der Schule gekommen war, wurde ich nach Basel zu einem Lithographen in die Lehre getan. Das Sizzen gefiel mir nicht. Ich bekam Heimweh nach Bernau und zugleich

Brustschmerzen; ein Arzt riet auch, daß ich wieder nach Bernau gehe, wo es viel gesünder sei. Diese kurze Lehrzeit war aber doch nicht ganz verloren, denn vierzig Jahre später machte ich wieder Lithographien, und die Technik war mir nicht so fremd, wie sie es doch so manchem andern Maler sein mag. Für ein gutes Vorstudium halte ich es auch, daß ich später ebenfalls in Basel zu einem Kunstreicher und Lackierer in Arbeit kam; manches Handwerkliche, wenn auch nur Farbenreiben, gut und sachgemäß anstreichen und lackieren lernt man da kennen, wozu auf der Akademie keine Gelegenheit ist. Gut angestrichen ist halb gemalt!

Bei einem Uhrenschildmaler in Turtwangen lernte ich wieder etwas mehr vom Malerhandwerk. Dort war ich freilich nur etwa vier Wochen Probezeit, da die Mutter die Bedingungen des Lehrvertrages nicht erfüllen konnte. Mein Vater ist vorher schon im Jahre 54 gestorben.

Nach Bernau zurückgekehrt, verschaffte ich mir Ölfarben, grundierte Pappendeckel und Leinwände und malte kleine Bildchen, meist nach Holzschnitten aus Büchern, die ich in Farbe übersetzte. Doch malte ich auch eigene Erfindungen und wagte mich auch an Porträts nach der Natur. Manche dieser Sachen verkaufte ich auch in Sankt Blasien für wenig, aber für mich damals viel Geld. Ich sing auch an, im Freien nach der Natur zu zeichnen — ich tat das so viel wie möglich heimlich — versteckte das Mäppchen, mit dem ich meist Sonntags am liebsten in den tiefsten Wald hinausging, unter der Jacke, weil die Nachbarn diese Firlefanzereien nicht gerne sahen.

Wie und was mein eigentlicher Beruf sein sollte, wußte ich vor meinem neunzehnten Jahre noch nicht. — Die Mutter hatte ebenso wie an meinem einstigen Schiefertafelgekritzeln ihre Freude an dem, was ich jetzt machte, und sie verschaffte mir großem Bub mit aller eigenen Aufopferung so viel freie Zeit, als nur möglich, daß ich meinen Liebhabereien nachhängen konnte.

Mein nicht erlahmender Kunsttrieb fand aber

nach und nach bei Bekannten und anderen Herren der Amtsstadt St. Blasien Beachtung, und durch Vermittlung von dort, und nachdem der Direktor der Karlsruher Kunsthalle, Schirmer, meine Arbeiten sehr günstig begutachtet hatte, ebneten einige Kunstreunde und besonders der Großherzog die ersten Wege, so daß ich im Herbst 1859 in die Kunsthalle aufgenommen wurde. Hiermit hören meine Anfänge der Kunst auf, und die akademische Erziehung fängt an.

Wenn ich nun zurückblicke, so finde ich, daß es doch eine gute Erziehung zur Kunst war, die ich als Vorbereitung zum eigentlichen Studium mitbrachte, und daß eigentlich nichts verloren gegangen ist, was ich mir erworben habe, wenn es auch weit vom Ziele abzuliegen schien. So viel Bilder, wie man jetzt den Kindern zur Erziehung zur Kunst vorlegen kann, hatte ich freilich nicht; vielleicht hat aber gerade dieser Mangel meinen Kunsttrieb dahin gebracht, daß ich mir selber Bilder zu machen versuchte. Durch das Vorlegen aller möglichen Bilder werden die Kinder vielleicht Kunstskenner; Künstler werden doch nur die, in denen der geheimnisvolle Trieb zur eigenen Betätigung groß genug ist, denen er gleichsam angeboren ist. Nur diese besiegen alle Hinderisse. Das ist auch gut, daß es so ist, denn dadurch wird der Kunst ihr höchstes Gut gewahrt, der Zusammenhang mit dem tiefsten Dasein, der gar oft sehr verschieden ist von dem, was sich die Schulweisheit als Kunst träumen lassen kann.

Das Behagen, das in der Ausübung einer Kunsttätigkeit liegt, ist sehr groß, und man darf wohl annehmen, daß der Künstler ein bevorzugter Mensch sei. Deshalb dürfte auch das bisschen Lebensmisere, auch wenn es oft viel ist, das zudem der Künstler mit allen andern Menschen gleichmäßig zu tragen hat, nicht zu wichtig genommen werden. Das Verkennen der Welt, das ja leider hier und da auch vorkommt, dürfte auch nur dem Ehrgeiz einen Stoß geben, aber das eigentliche Wesen darf es nicht beirren.

Abend.

Der bunte Tag hat sich geneigt,
Die Nacht aus blauer Tiefe steigt;
Mir graut nun vor Gespenstern, vor den bleichen,
Die wesenlos den dunkeln Raum durchschleichen.

Komm, süßer Schlaf, schließ' meine Augen zu,
Gib den erregten Sinnen Fried' und Ruh,
Schließ vor der Sinne Schein
Mein tiefst geheimes Sein,
Vergessenheit, in deine Arme ein.

Hans Thoma.